

Siegfried von Vegesack: *Das fressende Haus.* Roman. Verlag Universitas, Berlin.

Dieser Roman, der den Hamsunschen Ehrgeiz hat, schütter und tonlos zu sein wie der ländliche Alltag eines bayrischen Marktfleckens, ist ein zartes, bedeutsames Meisterwerk. Hier wird kein Problem gewälzt, sondern alles Wichtige kündigt sich so zart, wie verwegen an. Alles ist also Hamsunscher Art: gedichtete Wahrheit. Aber Vegesacks Roman hat eine wärmere Temperatur; er spielt in Bayern. In einen kleinen bayrischen Marktflecken, der an der böhmischen Grenze liegt, kommt ein Fremder, ein baltischer Emigrant. Er will nur zwei Stunden warten, bis sein Zug fährt. Aber er fühlt sich gleich heimisch: der ganze Ort ist eine so eigentümliche Mischung von Ruhe und Geschäftigkeit. Ein kleines Mädchen drückt sich an ihn heran, macht ihm einen Knix, küßt ihm die Hand. Es hat ihn für einen Pfarrer gehalten. Noch während er in seinem Hotelzimmer ist, beginnt die Stadt aufzuleben. Die Kinder kommen aus der Schule, der Schulrat geht in Glacéhandschuhen über den Platz, der Uhrmacher steht an der Ladentür, der Apotheker wartet heißhungrig auf Nachrichten. Da der Fremde seinen Zug nun schon einmal versäumt hat, macht er einen Spaziergang zur Schloßruine. Ein Eichhörnchen, das ihm über den Weg läuft, scheint ihn nachziehen zu wollen. Dem Kommissionär Einhellig und dem Eichhörnchen gelingt es, ihm den Ankauf der Burg plausibel zu machen, der fast sein ganzes Geld verschlingt. Dieser Käufer ist aber auch ein ganz verzweifelter Mensch; er haßt die Hauptstädte der Länder, in die er emigriert ist. Warum dann nicht in einem solchen Winkel leben und sterben? Handwerker kommen und setzen Scheiben und Türen in die „Burg“ ein, das Dach wird teilweise in Ordnung gebracht. Einhellig hat die Handwerker verschafft, er verschafft auch eine Magd, eine Kuh, Ziegen, eine Hypothek. Wunderbar ist der Kampf des Nervenmenschen mit der Natur dargestellt. Jeden Tag sehen die Marktbewohner den „spinneten“ Baron, ohne Hut und Rock im Ort erscheinen und eine Menge Sämereien, Nägel, Hacken, Spaten und anderes Handwerkszeug einkaufen. Im Traume sieht er sich dann selbst stundenlang gemähtes Heu zusammenharken und ausspreiten . . . Der Baron steckt seine ganzen Ersparnisse in die Burg. Er legt ein kleines Kraftwerk und einen Schwimmbad für sich und die Dorfbewohner an. Er hofft, daß sie beides ablösen werden. Aber die schlaun Einheimischen warten, bis der „Zugereiste“ sich wirtschaftlich übernommen haben wird und diese Unternehmungen ihnen durch die darauf lastenden Hypotheken zufallen werden. Was auch pünktlich geschieht! Nachdem auch seine Lebensgefährtin gestorben ist, zieht der Baron weg. Er weiß nun, daß derjenige, der enturzelt ist, nur in der Unendlichkeit eine wirkliche Heimat finden kann. Und alle heutigen Menschen geht diese Entscheidung etwas an, weil wir alle zu einem Teile unseres Wesens Entwurzelte sind. — Die Sprache des Buches: nicht eigentlich konzentriert, sondern unabsichtlich-dichterisch.

Karl Lohs

Paul Wegener: *Flandrisches Tagebuch 1914.* Verlag Rowohlt, Berlin.

Der Heroismus dieser Aufzeichnungen liegt in dem Bekennermut eines aufrechten Mannes. Paul Wegener, der große, einer der ersten deutschen Künstler, unterzieht sich der Aufgabe, den Krieg als Muschko mitzumachen. Man erzählt sich von Sokrates, daß er an der Schlacht bei Plataä als Hoplit teilgenommen habe, um sich in die Psyche des einfachen Kriegers zu versetzen. Wegener selbst gibt zu, wieviel Wille dazu gehört, das logische Denken des Gebildeten, die eigene Führernatur auszuschalten, um sich in die Masse einzugliedern und selbst unlogisch Erscheinendes gewissenhaft auszuführen. Dies die Tragik des beobachtenden, aber schweigenden „Hopliten“. Einfach, und daher groß, die selbstverständliche Pflichterfüllung im feindlichen Feuer. Keine erquälten Schilderungen von den platzenden Granaten, den pfeifenden Kugeln, kein dramatisches „R“ im ganzen Buch. Dem Wort wird nicht mehr zugemutet, als es schildern kann. Im Gegensatz zu den vielen Kriegsberichterstatern, die sich nicht genug tun konnten an Tonmalerei und denen man, im Sinne Wegeners, einen Bericht von Paul Lindau aus dem Kriege siebzig entgegenhalten kann: „Die Kanonen machten bumm bumm, nur noch viel lauter!“ — Nein, im Regen und Dreck, in naßkalten Nächten, mit wunden Füßen und Herzbeschwerden, frierend, ohne Mantel, mit einer Handvoll Leuten an dem Fleck aushaltend, wo er hingestellt wurde — das ist Paul Wegener, unser großer Paul Wegener. Das Buch ist einer der besten Gesänge der deutschen Iliade 1914—1918.

Walther Kirchoff